

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Moderne Ehen

her Naturverachten, Selbstkasteien, Beten, Opfern und Lobhingen führe mit Hilfe der gottgesandten Fürbitter Jesus, Mohamed, Buddha usw. in den Himmel. Ja diese uralten Irrtümer nennen die Theosophen Weisheitsreligion. Sie sind politisch klug, sogenannte Salonidealkisten, sie schmeicheln den Kirchen und zugleich der Wissenschaft. Der kritisch klar Denkende muß jedoch tief bedauern, daß solche Lehren als Reformreligionslehre angepriesen wird. Hat denn die Welt seit 5 oder 10 000 Jahre keine Fortschritte gemacht? Die Naturwissenschaft — sie hat freilich Ideale genommen, aber dafür Wahrheiten geschaffen und was sagt eine bekannte Theosophin? Keine Religion steht über der Wahrheit. Möchte das doch nur beherzigt werden. Die Naturwissenschaft allerdings lehrt in ihren Endkonsequenzen den öden Materialismus, der nicht befriedigt. Was lehrt die Huterische Weltanschauung? Aller Materie haftet die Energie an, sich zum organischen Leben zu entwickeln und damit selbstbewußt zu werden, zu Individuen, zu Persönlichkeiten, diese sind unsterblich und entwickeln sich kraft inneren Willens geistig weiter bis zur Gottheit empor. Alles in der Welt hat endlich Anspruch auf Glück und Vergöttlichung und erreicht es durch Willen und Streben, nicht von außen, nein weit mehr von innen heraus bildet sich organisches, dann geistiges unsterbliches und endlich göttliches Leben. Wir sind die Titanen selber, die gottähnlich werden wollen, weil wir es können, wenn wir wollen. Wie, das eben lehrt die Psycho-Physiognomik und Kallisophie.

ners durch Erhängen seinem Leben ein Ende. Nach seinem Ableben riß die Schnur und der Tote wurde in sitzender Position einige Tage später aufgefunden. Von diesem Vorfall hörte die Ehefrau des Erdbeergärtners, und da diese Leute in Einsamkeit wohnen, so prägte sich die Frau diese Geschichte so stark in den Geist ein, daß auch die unfreiwillige Gedankenübertragung auf den säugenden Knaben nicht ohne Erfolg blieb. Als der Säugling älter wurde, bemerkte man bei ihm zeitweise eine entzündete Markierung am Hals, wie nach einer Strangulation. Der Knabe sucht oft Stricke zusammen, am liebsten legt er sich dieselben um den Hals; auch äußerte mir der Vater des Kindes, daß er ihm einen Strick weggenommen hat, auf dem er geschlafen hat. Selbst habe ich auch beobachtet, daß der Junge manchmal so schläft, wie der oben erwähnte Unglückliche gefunden wurde, wobei er halbverschlossene Augen hat und halb starr wird. Auch bekommt er hin und wieder Anschwellungen in der Gegend der Drosseladern. Sonst ist der Junge normal entwickelt, zeigt nicht im geringsten eine Geistesstörung und meiner Anschauung nach könnte derselbe zu den Empfindungsnaturellen gezählt werden. Der Vater des Kindes bemerkte nach oben erwähntem Vorfall drei Tage lang an seinem eigenen Körper einen überaus übertriebenden Schweiß. — So merkwürdig, wie die ganze Sache klingt, so ist dieselbe aller Zweifel überhoben. Jedenfalls wird dieser Fall von Psycho-Physiologie einzig dastehen.

Hochachtungsvoll

Felix Przhbylski.

Ein belehrender Brief von einem Hochwartleser.

Landshut, den 17. September 04.

Sehr geehrter Herr Huter!

Ihre Prospekta hat die Frau Gasthofbesitzer K. wohl erhalten, konnte leider von ihnen keinen Gebrauch machen, da ihr Mann tags vor der Ankunft der Prospekta einen ersten nervösen Anfall bekommen hatte, worauf sich Frau K. gezwungen sah, ihren Gatten alsbald in die Nervenheilanstalt zu G. zu schicken; die Frau bedauerte nachher ihre Voreile, da doch die Pension in der G. Heilanstalt gerade noch einmal so hoch ist, als bei Ihnen, und an eine Heilung des betreffenden Patienten in dieser Anstalt ist kaum zu denken.

Wenn Sie nachstehende Zeilen für Ihre Sache als geeignet ansehen, so bitte dieselben in der „Hochwart“ abzubringen.

Ein kleiner Beitrag zur Psychologie.

Daß gute oder schlechte Gedanken beim Menschen verschiedene chemische Veränderungen im Körper verursachen können, steht wissenschaftlich fest. Neulich will Karl Huter durch seine Experimente in der Gedankenübertragung beweisen, daß er selbst aus einer gewissen Entfernung vermöge seiner „Heliodastrahlen“ auf seine Patienten heilend einwirken kann. — Zur Begründung dieses Faktum will ich folgenden Fall anführen: Als ich mich in diesem Sommer zur Erholung bei dem Erdbeergärtner Hermann W. bei Landshut aufhielt, verriet mir derselbe während eines Gesprächs über die Gedankenübertragung das merkwürdige Gebahren seines fünfjährigen Sohnes. — Ein junger Handwerker beging einen Fehler und setzte in gewisser Entfernung von der Behausung des Gärt-

Moderne Ehen.

In nachfolgenden zwei Geschichten sei dargelegt, was konventionelle Staats- und Kirchengesehe oft ist und was wahre Ehe ist, die, die die Kallisophie anstrebt.

Von der Prinzessin Luise von Koburg.

Prinzessin Luise hat an den Redakteur des sozialdemokratischen Blattes „Boornit“ in Gent einen Brief voll schärfster Anklagen gegen ihren Vater und Gatten gerichtet, der in deutscher Uebersetzung wie folgt lautet:

Bad Gister, 1. September.

Geehrter Redakteur des Boornit!

Sie werden zweifellos überrascht sein, diesen Brief zu erhalten. Ich bin Luise von Koburg, die vernachlässigte Tochter Ihres Königs Leopold, die mißhandelte Frau des Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg. Es schmerzt mich, diese Titel aufzuzählen, aber es ist notwendig. Ich will die ganze Welt die Wahrheit wissen lassen. Darum schreibe ich an den Boornit. Wenn ich an die Bourgeoisblätter schreibe, würden sie sich wahrscheinlich weigern, meine Mitteilungen zu veröffentlichen, oder würden sie mindestens in wirkungsloser Form bringen. Sind das nicht die Zeitungen, die mich als wahnsinnig erkannten und meinten, mein Vater habe das Recht, mich für all das Böse zu strafen, was ich getan habe? Wenn man diesen Blättern glauben darf, ist mein Vater ein guter Mann, der nur gut und ehrlich handelt, während seine Kinder, meine Schwester Stephanie und selbst meine unschuldige Schwester Klementine, unwürdige Geschöpfe sind, die ihrer Familie

Schande machen. Selbst meine Mutter verschonen diese strengen Richter nicht. Ich habe beschlossen, die Wahrheit zu sagen. Wir Fürsten und Fürstinnen sind Geschöpfe von Fleisch und Blut, wie die übrige Menschheit, und obgleich in unserer Jugend alles Erdenbare getan wird, um die Natur in uns zu unterdrücken, so kommt doch eine Zeit, wo die Natur gerächt wird und alle Etikette abstreift. Als ich in meiner Kinderzeit im Park des Schlosses Laeken spielte, sah ich um mich herum Sonderbares geschehen. Mein Vater war nur selten zu Haus, meistens war er mit den jüngsten und hübschesten Hofdamen zusammen. Meine Mutter empfand dies so furchtbar, daß sie ihren Kummer oft dem Adjutanten, einem bekannten General in Brüssel, anvertraute. Mein Vater jagte dem Vergnügen nach, und all die vornehmen Damen und feinen Herren seines Kreises folgten seinem Beispiel. Ich will nicht die Dinge wiederholen, die ich hörte. Sie würden zu großes Aufsehen erregen. Gewiß ist, daß die Verderbtheit bei Hofe tief war, und daß unter all dem Staat und der vergoldeten Pracht viel faul war. So wuchs ich in einer Welt des Heuchelns auf, die nur nach außen den Anschein der Bornehmheit und des Anstandes hatte.

Als ich das heiratsfähige Alter erreichte, wurde der „Gothaische Kalender“, aber nicht die zukünftige Braut befragt. Einige Hofdamen, die mein Vater mit seiner gnädigen Gunst beehrte, wählten den Prinzen Philipp von Koburg. Meiner Mutter mißfiel diese Wahl sehr, aber ihre Ansicht hatte aufgehört, im Familienrat zu gelten. Eines Tages sagte eine Hofdame zu mir: „Sie sollen den Prinzen Philipp heiraten, Ihr Vater wünscht es.“ Ich war sehr traurig, denn ich fühlte große Zuneigung zu einem jungen Gärtner von ausgezeichnetem Charakter und Betragen, der mir öfters Blumen überreichte, wenn ich die Gewächshäuser meines Vaters besuchte. Aber das war nur ein Mädchentraum, und ich lernte bald erkennen, daß ich höher hinausblicken mußte. Ich wurde verheiratet. Während der ersten 14 Tage nach meiner Hochzeit d. ang eines Tages mein Mann, den ich als Trunkenbold erkannte, begleitet von drei Bedienten, die ebenso betrunken waren wie er, in mein Schlafzimmer. Er verlangte, ich solle mich seinen Freunden zeigen. Ich war darüber empört, deshalb bearbeitete er mich derartig mit seiner Reitpeitsche, daß ich wochenlang die Spuren seiner Roheit trug. Sie können sich denken, wie ich dieses Vieh liebte. Meine schlechte Behandlung und das schändliche Benehmen meines Mannes dauerten jahrelang. Ich beklagte mich bei meinem Vater. Er hatte keine Zeit, sich mit mir zu beschäftigen. Seine Beziehungen zu Theaterherrschaften in Paris und zu Madame Dubarry in London ließen ihm nicht Zeit, sich um die Durchpeitschung seiner Tochter zu kümmern. Außerdem war meine an den Kronprinzen Rudolf von Oesterreich verheiratete Schwester ebenso sehr zu bemitleiden wie ich. Während ihr Gemahl mit Maria v. Bejsera liebte, blieb sie der Verzweiflung überlassen. Das Drama von Meyerling endete dieses Leben. Ich weiß ein gut Teil über dieses tragische Ereignis, aber ich kann nicht alles erzählen. Der Kronprinz ist tot, und die Prinzessin heiratete den Grafen Lonyay, der den tiefsten Haß meines Vaters auf sich lenkte. Andererseits will mein Gatte mich nicht freigeben. Er hält mich fest. Ich habe jedoch ein Herz, und wenn ich meine tiefe ganze Liebe für Matajitsch gestehe, tue ich

niemand Böses. Ich bin an Heuchelei gewöhnt worden und wünsche mich davon frei zu machen.

Mein Vater und mein Mann wollten mich dadurch, daß sie mich als wahnsinnig behandelten, dafür bestrafen, daß ich in meiner Liebe für Matajitsch versucht hatte, einige Jahre des Glückes zu finden. Ich wurde festgenommen, eingekerkert, unter Aufsicht gehalten, entmündigt und gequält. Ich konnte nicht einen einzigen Brief empfangen, ohne daß er durch die Hände von Spionen gegangen wäre. Ich konnte zu niemand sprechen, ohne von meinen Wächtern beaufsichtigt zu werden. Und doch gelang es mir, herauszubekommen, daß Matajitsch noch am Leben war und mich noch immer liebte. Ich bin alt, aber mein Herz bleibt jung und sucht Zuneigung. Ich entfloh mit Matajitsch, und ich bedauere es nicht. Ich bin frei und habe sicheren Zufluchtsort bei denen gefunden, die mich lieben und achten. Ich habe nicht mehr Heuchler um mich und fühle mich, von meinem Vater und meinem Manne entfernt, sicher. Ich will nicht länger Prinzessin sein, ich will eine geachtete, von Liebe und Rücksicht umgebene Frau sein. Ich habe genug von der Doppelsinnigkeit und Verderbnis der Höfe. Alle Höflinge Europas sind verderbt, sie erregen mir ein Gefühl der Uebelkeit. All denen, die sagen, ich handelte schlecht, sei eine gefallene Frau, antworte ich, daß sie lügen. Ich bin eine Frau, die frei geworden ist. Zwanzig Jahre lang haben sie mein Herz und mein Gewissen bedrückt. Ich nehme mir jetzt, was mir schändlich gestohlen wurde. Bin ich schuldig? Man vergesse nicht: ich bin Matajitsch Weib. Ich bin frei, ich verlange mein Recht auf Leben, auf Glück. Wer soll es streiten?

Ich hoffe, geehrter Herr Redakteur, daß Sie meinen Brief veröffentlichen werden, und begrüße Sie.

Luiſe, Erprinzessin von Belgien.

Die Gräfin Lonyay, die Schwester der Luiſe, hat diese in Paris besucht und deren Gatten, dem Prinzen von Koburg telegraphiert, Sie, Luiſe, sei nicht verrückter als er usw. und tritt warm für ihre Schwester ein. Beide Prinzessinnen wurden durch unglückliche Ehe, wozu sie gezwungen, lange Zeit unglücklich. Wie viel edler sind doch die beteiligten Personen in folgender Ehegeschichte. Was Kirchen- und Staatsmächte nicht wollen und doch gehört diesen Edlen der Himmel. Mögen die belgischen Prinzessinnen doch noch glücklich werden in ihren Herzensneigungen, das wünschen wir ihnen von Herzen und dazu das ihnen zukommende königliche Vermögen ihrer Mutter, das ihnen ihr Vater vorenthält.

Die „schöne Madame Jannowitz.“

Einen Berliner Roman aus vergangenen Tagen ruft der Neubau der alten Häuser in der Scharrenstraße in Erinnerung. Im Hause Scharrenstraße 5 besaß der Kaufmann Jannowitz eine Baumwollwarenniederlage, die damals zu den größten in Berlin zählte. Jannowitz war als blutjunger, mittelsofer Kommis nach Berlin gekommen, hatte in dem Geschäfte in der Scharrenstraße Stellung gefunden und sich dort durch seine Tüchtigkeit und seinen Geschäftseifer unentbehrlich zu machen gewußt. Als der Prinzipal starb, heiratete Jannowitz dessen Witwe, eine ältere Frau, die den

Mangel an Schönheit und Jugendfrische durch stadtbekanntes Herzensgüte ausglich, und wurde Inhaber des gutgehenden Geschäftes. Die angejahrte „junge Frau“ fühlte sich den steigenden Anforderungen des Verkehrs mit dem Publikum nicht mehr gewachsen und nahm deshalb eine entfernte Verwandte vom Lande, ein junges, auffallend hübsches Mädchen, zu ihrer Hilfe in den Laden. Die Schönheit der neuen Verkäuferin wurde damals in Berlin viel besprochen. Was Wunder, daß sie auch Herrn Jannowitz besser gefiel als seine alternde Gattin. Durch Zufall kam in die Hände der Frau ein Brief ihres Gemahls, in dem dieser unter glühenden Liebesbeteuerungen der schönen Verkäuferin versprach, sie dereinst zu seiner Gattin zu machen. Frau Jannowitz war so herzensgut und liebte ihren Gatten so sehr, daß sie seinem Glück nicht im Wege stehen wollte. Sie erklärte sich bereit, freiwillig zurückzutreten, und in die Scheidung zu willigen, damit Jannowitz die Geliebte heimführen könne. Nicht genug davon, überließ sie dem jungen Paare das Geschäft und stellte als einzige Bedingung, man möge sie im Hause wohnen lassen und sie bis an ihr Lebensende versorgen. Nach einigem Sträuben nahm Jannowitz das Opfer an und heiratete seine Verkäuferin, die als „die schöne Madame Jannowitz“ im damaligen Berlin eine große Rolle spielte. Mit der Liebe war auch das Glück im Jannowitzschen Hause eingekehrt; der vermögenslose Handlungsgehilfe von ehedem beschränkte sich nicht auf sein Ladengeschäft; er erwarb Fabriken und Ländereien und verdankt dem Umstande, daß er, als die Jannowitzbrücke von einer Aktiengesellschaft gebaut wurde, deren Hauptaktionär war, daß sein Name für immer mit der Entwicklung Berlins verknüpft ist. Seine erste Frau lebte noch jahrelang bei dem jungen Paare und erfreute sich treuer Pflege bis zu ihrem Tode.

Anmerkung: Die Prinzessin Louise von Koburg ist im Recht, doch die Kronprinzessin von Sachsen war in ihrer Handlung im großen Unrecht. Diese Berliner Doppellehe war moralisch die edelste. Alle großen Dichter, Denker und Künstler pfl egten sie. Unmöglich und moralisch verwerflich wird sie stets im umgekehrten Verhältnis, würde eine Frau wagen, zwei Männer zu gleicher Zeit als Gatten zu führen. Warum? das lehren Guters Werke.

Wer hat Recht, Rußland oder Japan?

Für Japan ist dieser Krieg ein heiliger Notwehrkrieg um die Existenz ihrer Nation. Rußland hat wie überall unrechtmäßig und gewalttätig die Völker bedrückt und andere Länder geraubt, so auch die Mandschurei, Port Arthur u. s. w. Jeder gerechtdenkende muß wünschen, daß der russisch-christliche Barbarenstaat ein Ende nimmt. Darin sind alle Völker der Erde einig, nur in Deutschland gibt es Michel genug, die materieller Vorteile halber glauben, es sei besser, Rußland siege, daß dieses russische Barbarentum aber sofort seine Klauen nach Deutschland ausstrecken würde, wenn es siege und von Frankreich Beistand fände, das sind leider manchem böhmische Dörfer. Politisch und menschlich haben die Amerikaner gewöhnlich den richtigen Takt und Scharfsinn, sie könnten Japan weit eher fürchten ihrer Philippinen wegen, aber sie fürchten nichts, sondern tun und wünschen Gerechtigkeit.

Der japanische Kriegsplan?

Der aus Wladivostock abgereiste Korrespondent der

„Nowoje Wremja“ rekapituliert in zwei spaltenlangen Telegrammen den japanischen Kriegsplan, wie er ihn aus japanischen Blättern, Gesprächen mit gefangenen Japanern und Selbstgeschautem zu erkennen glaubt. Danach kommt alles darauf an, daß Port Arthur fällt, ehe das baltische Geschwader im fernen Osten eintrifft. Dann hat letzteres eine Basis nur in Wladivostok, das bald zufriert. Daher wäre ein Sieg über dieses Geschwader leicht. Auch nehmen die Japaner an, daß die baltische Flotte gar nicht abgehen wird, falls Port Arthur vor deren Abgang fällt. Jedenfalls besäßen die Japaner die unbedingte Vorherrschaft zur See. Sie würden dann den Landkrieg, dem sie keine selbständige Bedeutung beilegen, aufgeben und sich auf die Verteidigung Port Arthurs beschränken, das bei freier Seeverbindung uneinnehmbar sei, und Sachalin, Kamtschatka und die Kommandorinseln erobern. Diese und Port Arthur hoffen sie dauernd zu behalten.

Die Schrecknisse eines Bajonettkampfes.

den sein Regiment am 31. Juli bei dem Dorfe Tschuliaputze zu bestehen hatte, schildert ein russischer Offizier. Wir entnehmen dem Bericht folgendes:

Das Geknatter dreier Salven wird vernommen. Ihre Bedeutung kennen wir nicht. Auf dem linken Flügel unserer Position wird ein Flaggensignal gegeben. Das ganze Bataillon befindet sich im Zustande höchster Spannung. Wieder ein Signal. — Kein Zweifel: vorwärts heißt es. Das Bataillon erhebt sich, noch einige Augenblicke und es stürmt im Laufschritt vor. Wir stürmen einen Berg hinauf. Kurz vor dem Erreichen des Berggipfels machen wir einige Minuten Halt. Ein Kommando — und wieder geht es in wilder Hast vorwärts. Nun erreichen wir die Gipfel und sehen auf 30 bis 40 Schritt den Feind vor uns. Ein fürchterliches Feuer empfängt uns, das wir 5 bis 10 Sekunden erwidern. Jetzt wieder ein Kommando, und wie ein Mann wälzt sich das ganze Bataillon vorwärts. Noch wenige Sekunden und in das Gestöhn der Verwundeten mengen sich laute Hurraufe. Es ist unmöglich, die Schrecknisse eines Bajonettkampfes zu beschreiben. Hier verteidigt sich ein übermütiger japanischer Offizier verzweifelt mit dem Säbel. Nun dringt das scharfe Bajonett in seine Brust und röchelnd fällt er schwer wie ein Sack leblos zu Boden. Rings umher herzerreißende Wehrufe. Doch niemand kümmert sich um das in Strömen fließende Blut, um die Klage laute der Sterbenden. Ein Teil der übermühten Japaner sucht in der Flucht Rettung und stürzt, bald fallend und dann sich wieder erhebend, den Berg hinab. Aber auch in der Flucht ist keine Rettung. Wir holen den ermatteten Feind ein und stechen und schlagen wie Wahnsinnige auf ihn los. Von einer grimmigen, tierischen Wut ist alles erfaßt, tief dringen die Bajonette in die Leiber, schwer sausen die Kolbenschläge auf den Kopf. Oft wird in blinder Wut noch auf die Toten eingehauen, mechanisch sticht und schlägt man weiter, ohne Berechnung, ohne Ueberlegung, nur der augenblicklichen wilden Mordgier die Zügel schießen lassend. Immer höher und höher türmen sich die Leichen — und schon glaubt man den Sieg errungen zu haben, sich etwas ausruhen zu können. Doch was ist das? Etwas Neues — ein Regen von Kartätschen, Granaten und Kugeln erfüllt plötzlich zischend, summend, pfeifend die Luft. Man glaubt die nächste Sekunde nicht mehr zu erleben. Die Reihen lichten